

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

292 (16.12.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Das Recht auf Freude

Von Lola Landau

Wohlleicht erscheint es sinnlos, an das Wort Freude zu rühren, in einer Zeit, in der die allgemeine Not uns an jeder Ecke ins Gesicht schreit. Und dennoch, gerade im Widerspruch zu einer unvollkommenen, unglückseligen Welt, die dem Menschen zu seinem ursprünglichen Lebensbedürfnis wie Brot und Arbeit, wenn die Menschen wüßten, daß Freude die Seele der Seele bedeutet, wüßten sie nicht mehr, was Freude ist.

Wie wunderbar ist es zu ahnen, einfach und tief ein- und auszuatmen. Es ist Morgen, man ist noch müde und unruhig, man hat die Fenster auf, holt tief Luft, und während man damit den ersten Tag einatmet, hört man das trübliche Geseir aus sich heraus. Denn heute kann alles anders sein, heute kann eine plötzliche Wendung alles zum Guten entscheiden. Jeder neue Tag bringt dem Menschen eine neue Möglichkeit des Glücks.

Welches unbeschreibliche Wunder, daß man nach dem Schlafe aufwacht wie nach einem kurzen Tode, und daß man immer wieder neu beginnen kann. Das ist die Morgenfreude, die Freude des Wiedergeborenen. Sie kostet nichts, da die Luft allseitig wieder noch nicht befeuert wird.

Auch das Sonnenlicht wird uns von keinem Gasmesser abgezählt, und je mehr wir davon verschwenden, desto reicher werden wir. Und in diesem Sinne freuen, heißt aber nicht, sich betäuben, die Augen vor den drohenden Wirklichkeiten des Tages verschließen, sondern im Gegenteil wach werden, hell werden und sich immer erneuern für den Kampf um das Dasein. Freude ist eine innere, sich selber schenkende Arbeit.

Wenn Armen schon Freude ist, wieviel mehr ist es Schauen. Wer aber versteht heute noch, seine Augen zu gebrauchen? Durch zu viel Anregung überreizt oder durch Müdigkeit abgestumpft, sind unsere Augen hilflos geworden. Für Menschen, die in der Nähe der Natur oder an der Peripherie der Großstadt wohnen, ist Schauen nicht schwer. Die kunstvolle Malerei einer Kaffeebohne, die im Licht flimmernden metallgoldenen Herbstblätter der Birke, der schlängelnde Schwung eines Kiefernastes, sind das nicht Freude, sondern Freude für das Auge? Und die Freude der Natur erschließen sich nicht, sie alten niemals, und wenn sie nicht zu uns kommen, so können wir zu ihnen hinauswandern.

Aber auch auf der laiblichen Großstadtstraße können wir eine Fülle von Lebensreizen in uns aufnehmen, wenn wir nur die Augen dafür öffnen. Wir kommen am Wochenmarkt vorüber, und sofort beginnen in unseren sorglosen Köpfen die Rechenmaschinen zu jucken, von denen wir heutigen Tages so unaufhörlich gequält werden. Aber wenn es uns gelang, diese Rechenmaschine für kurze Augenblicke einmal abzuschalten, so könnte das bunte Leben dieser aufgeschlagenen Büden, die flatternden Farben der Stoffe, die lärmenden Stimmen der Händlerinnen uns plötzlich auf eine Weise in eine fremde Stadt versetzen. Wir können uns immer verrettet fühlen, wenn wir einmal das enge Gehäuse unserer persönlichen Sorgen verlassen.

Und eine Straßenede weiter. Auf einem Wagen wie auf einer kleinen Bühne bewegt sich ein Straßenhändler mit lebhaften Gesten. Man kann ihn sehen, wie er sich in einem Winkel in den ersten Reihen. Fünf Schokoladenbäckchen, ein Kaffeebecken, ein Kaffeebecken auf seinen Armen und schwebend dabei Spässe und Witze ins Publikum, das stumm aufschaut.

„Wie fünf Teile nur achtzig Pfennige!“ schreit er. „Können Sie noch?“ Und während er dem neugierigen Zuschauer ein Stück Schokolade hindrückt:

„Ja, vorlesen kann ich es Ihnen nicht.“ Einige kaufen, und der Mann beginnt von neuem seine Rolle mit künstlerischer Gestaltungsstärke zu spielen.

So haben wir zwischen zwei Straßenecken eine Reise und eine Theateraufführung erlebt; aber nun paßt uns selber die Arbeit und

schraubt uns fest. Arbeit sollte die höchste Freude des Menschen sein, jedoch leider in den Mechanisierungsprozessen unserer Zeit eingedrückt. Die Arbeit vielfach den Zusammenhang mit dem strömenden Rhythmus ursprünglichen Lebens verloren und ist freudlos geworden. Daher ist es bezeichnend, daß aus dem dynamischen Gegensatz von Spannung und Entspannung mechanische Arbeit oft in verfrühter Freude übergeht. Wenn man heute einen Tanzsaal betritt, kann man sich bisweilen des Eindrus nicht erwehren, daß das Vergnügen dieser Menschen nur eine Fortsetzung ihrer rastlosen Arbeit ist und auch ihre Freude eine atemlose Deke bedeutet. Durch Reflexion und Ausbildung zur Höchstleistung wird sogar in den Sportspielen der menschliche Körper oft zur Maschine verwandelt. Der aufsteigende Nervenzustand eines Schlagsagertennens, die Raserei von Automobilen, die Schnellfahrtsport unserer Vergnügungen, alles dies ist nur der Ausdruck der Entspannung, in der sich die übertriebene Spannung unserer Zeit löst.

Aber dennoch müßte es möglich sein, die verfrühten Lust unserer Erholungsstunden in einen gelassenen Rhythmus aufzulösen. Und dabei können wir wieder von den Kindern lernen, die wahre Künstler der Freude sind, Kinder verstehen nämlich, ihre Freude zu steuern. Sie wissen um das Geheimnis der Rastfreude.

„Dreimal werden wir noch wach, Hurra, dann ist Weihnachtsabend.“ Das sagt sich viele Kinder schon drei Wochen jeden Abend vor dem Einschlafen. Diese Fähigkeit, auf eine bestimmte Freude wie auf einen Lichtpunkt auszuweichen, ist uns Erwachsenen leider meist abhanden gekommen.

Oben fremd ist das Glück der Nachtfreude geworden, einen starken Eindruck in der Erinnerung nachhaken zu lassen. Der Grund mag wohl daran liegen, daß die Phantasie heute unter dem Anstoß der araziellen Wirklichkeit verflümmert ist. Dennoch sollten wir diese verschollene Freude wieder neu entdecken.

Der amerikanische Philosoph Emerson hat wunderbare Worte über den Genuß der Einbildungskraft gesagt:

„Die Einbildungskraft“, schreibt er, „hat die Aufgabe zu zeigen, daß jedes Ding sich in ein anderes verwandeln läßt. Mein Stiefel, mein Schuh, mein Leichter, sind Metalle und Sternbilder. Was? Ich hitte um Berggebirge, mein guter Stiefelsohn, ich wußte nicht, daß du ein Jambelkaffee bist. Spreu und Staub beginnen zu tanzen und werden mit Unsterblichkeit umkleidet.“

Die Freude der Phantasie, welche den unheimlichsten Dingen des Alltags Leben einbläst, kostet gar nichts und ist unerschöpflich. Können wir nicht auf der Wand unserer ausgebleichten Tapete die schönsten Filme unserer Träume spielen lassen? Und in ein Buch versunken, während Stille uns umschließt, sind wir nicht verwandelt in jede einzelne Person, leben wir nicht buntern Leben zugleich durch unsere Einbildungskraft. Stille Freude der Stille und des Lautens verleihe.

Es gibt Beispiele großer Naturen, die einsig und allein die Vorstellungskraft der Menschen belegen kann, wie das Leben der taubstummen und blinden Amerikanerin Helen Keller. Als unglücklicher Krüppel geboren, eroberte sie nur von innen heraus die Welt des Geistes. In das Gefängnis ewiger Finsternis eingesperrt, hat diese außerordentliche Frau das Leben bejaht und sogar ein Buch über Optimismus geschrieben. Dabei war ihre Weltanschauung etwa keine sentimentale und unbegründete Zuversicht, sondern sie war vollkommen der Wirklichkeit ihrer Zeit, am Ende des vorigen Jahrhunderts zugewandt und trifft die Schwächen eines oberflächlichen Amerikanismus.

„Jeder Optimismus“, sagt sie, „fördert den Fortschritt und beschleunigt ihn, während jeder Pessimismus die Welt aufhält. Die Folge des Pessimismus im Leben eines Volkes ist dieselbe wie im Leben des Individuums. Der Pessimismus erstickt den Trieb, der die Menschen drängt, gegen Armut, Unwissenheit und Verbrechen anzukämpfen und sich hinaus in die wunderbare Frühlingsnacht. Die wohlthuende Stille der Nacht milderte die Empfindsamkeit der Seele, die tagsüber das Gemüt in immerwährender Spannung hielt. Mit dieser heimlichen Ruhe im Herzen streckte Eisenhut sich wohl auf dem einfachen Nachtlager aus. Durch das kleine Fenster schaute ein Stück des blau-schwarzen Himmels zu ihm herein.

Eisenhut erhob sich wieder frühzeitig. Ein taufrischer Tag lag über dem kleinen Garten hinter dem Hause. Lieber den Mauern der Stadt erhoben sich die nahen, von bläulichen Dunstschleiern umflossenen Berge. Fahrwerke polterten auf der holperigen Straße und das Horn des Wächters auf dem Pfeiferturm kündete die fünfte Morgenstunde, da Eisenhut das schmale Petersgäßchen hinausschritt, um Mattes, der bei dem Schmied Rüdert Hoenbild Unterkunft gefunden hatte, abzuholen. Aus der Schmiede drang ein lustiges Klingeln, bald laut, bald leiser die Gasse entlang. Eisenhut blieb unter der Lär der Schmiede stehen und sah dem Meister zu, wie er den schweren Hammer nach einem wuchtigen Schlag jeweils spielend auf dem Amboss häpfen ließ, so daß es wie ein Glöcklein klang.

Der Schmied Hoenbild war eine Prachtgestalt. Groß, breit, mit wallendem Bart, wie ein Held aus dem alten Germanien, stand er mit bloßen Armen, funkenumsprüht vor seinem Amboss und schlug grimmig das Eisen, das sich unter seinem Hammer zu einer Hellebarndenpfeife formte. Als er sich nach einem neuen Stück Eisen bückte, gedachte er Eisenhut.

„Eisenhut, ihr seid's, sei Jahren habt ihr euch bei mir nicht mehr gesehen. Ihr sucht wohl den Schaffner Mattes. Er ist schon eine Weile bei dem Stadtschreiber Wulfelin. Es muß längst nach Mitternacht gewesen sein, als mein Nachbar, der Wulfelin, durch ein lautes Klopfen an das Hoftor geweckt wurde. Auch ich wurde wach dadurch. Es war ein Bote, namens Karl Dopf aus Eттefeld, der ein offenes Schreiben von dem Hauptmann des Brubrainner Bauernhaufens und das an euch gerichtet ist, abgab. Ihr sollt nämlich sofort mit euren Bauernschaften vor der Stadt Bretten erscheinen. Ich schickte meine Barbara hinüber zu Wulfelin, daß er mit Mattes zu uns kommt. Unterdessen muß ich euch etwas erzählen.“

Der Schmied trat in eine halb offene lehende Tür und tief seiner Tochter, einem großen, blonden Mädchen im Alter von etwa 18 Jahren. Als es fremden Mann erblickte, wandte es das bleiche und ernste Antlitz zur Seite und ging mit einem leisen Graß vorüber, den Auftrag ihres Vaters auszuführen.

„Was ist mit Eurer Tochter, Hoenbild?“ fragte Eisenhut.

„Der Benningen drüben auf dem Steinsberg ist schuld an dem Unglück des Mädchens“, erwiderte grimmig der Schmied. „Doch mein ist die Rache. Sehet her Eisenhut, schon seit Wochen fertige ich Spieße, Hellebarnden und Morgensterne für meine Freunde. Benningen wurde mein Todfeind an dem Tage, da er Barbara im Hause ihrer Mutter in Weiler überfiel und das Madtun raubte. Seither spricht sie nichts mehr. Einst aber wird kommen der Tag, und er ist nicht mehr fern, an dem Steinsberg, die Burg der Benningen, in Schutt und Asche dahinsinkt.“

Eisenhut schauderte vor dem wilden Haß, der aus den Augen und den Worten des Schmiedes loderte,

fen und verdröcknet alle Quellen der Freude in der Welt.“ Wie fein hat Helen Keller mit diesen Worten die soziale Verzerrung der Freude gekennzeichnet. In unserem Zeitalter, in welchem die überfeinerte Kultur des Individualismus im Höflichen begriffen ist, kann auch unsere Freude nicht mehr höher sein. Die Einzel Freude wächst zur **Witzfreude**, zur **Gemeinschaftsfreude**, und auch in den persönlichen Beziehungen der einzelnen Menschen zueinander von Mann zu Frau, von Freund zu Freund verschmelzen in der Freude der Mutter an ihrem Kinde.

Der holländische Dichter Materlinck führt in seinem symbolischen Spiel „Der blaue Vogel“ zwei Kinder auf der Suche nach dem Glück auch in das Schloß des Friedens. Dort sind sie alle versammelt, die feinsten derben Freuden des brutalen Lebensgenusses, die keinen intellektuellen Freuden und in strahlenden Gemätern die großen Freuden, die Freude am Denken, die Freude an der Gerechtigkeit, die Freude auf zu sein. Aber plötzlich weichen sie alle zurück, um der größten und schönsten Freude Platz zu machen, der unvergleichlichen Freude der Mutterliebe.

„Ihr glaubt, ihr seid im Himmel“, sagt sie zu ihren Kindern, „aber der Himmel ist dort überall, wo man einander unarmt.“ Alle Mütter sind reich, wenn sie ihre Kinder lieben, sie sind niemals arm, niemals häßlich, niemals alt, — ihre Liebe ist stets die Helferin aller Freuden.“

Und als sich bei Materlinck die Gestalt der Mutterfreude aus der Umarmung des Lichtes löst, sehen die Kinder voll Staunen, daß sie gewinkt hat.

Die Freude der Mutterliebe berührt also das Leid. So lehr, daß Freude und Leid fast eins wird. Aber jede tiefe Freude birgt ja das Leid in sich selber wie den Urleim, aus dem sie erst gewachsen ist. Durch alle Schmerzen muß man hindurch gegangen sein, um echte Freude zu erleben. Aus dem Druck der Wochen steigt der Sonntag, aus der Qual der Trennung der Zügel des Wiederlebens, aus Todesangst Lebenslust. Freude und Leid sind ja gar keine feindlichen Gegenpole, sondern nur Wellen des gleichen Lebensstromes, die ineinander überfließen.

Es kann heute in einer Welt, in welcher Kummer und Sorge fast an allen Tischen sitzen, nur solche Freude wirklich helfen, die nicht vom Leid fortläuft, die sich nicht befürchtet und ablehnt, sondern aus den Nöten selber das Leid zu überwinden sucht. Was nützen uns alle Kunststücke der Zerstreungen, sie überlassen ja doch nicht die Sorge, die uns immer wieder vor jeder Tür erwartet. Aber die unaufhörliche Lebung sich dagegen anzustrengen, das Gefühl der eigenen Kraft ist schon ein machendes Glück, über jedes Einzelglück hinaus. Wir sind nicht allein. Da sind die **Gemeinschaftsfreuden**, die den stampfenden Rhythmus unserer Zeit wiederholen, der Gleichschritt wandernder Schritte, die Kette verbundener Hände, die Chöre der Stimmen, die zu einer gewaltigen Stimme werden. Im Bewußtsein überpersönlichen Schicksals wird Freude zum Mut, an eine bessere Zukunft zu glauben und dafür zu arbeiten.

Almanach für 1932

Sehr zweckmäßig widmet der Inselverlag zu Leipzig seinen Almanach für 1932 dem Goethejahr. Berühmte Sprecher und Deuter des modernen Geisteslebens wie der verstorbene Heidelberger Literaturhistoriker Friedrich Gundolf, Eugen Kühnemann, Eduard Spranger, Max Heder, haben sich zusammengesehnet, um dem Genius zu hulbigen, wobei der wichtigste Mitarbeiter, des Almanachs Goethe selbst ist, in dem eine Auswahl des Edelsten, was sich in Dichtung und Prosa Goethes finden ließ, hier zusammengestellt wird, damit — durch gute Illustrationen belebt — selbst Literaturliebhaber Befriedigung findet. — Der Almanach 1932 des S. Fischer Verlag in Berlin gibt einen guten Auschnitt über die wertvollen Neuerscheinungen dieses vielseitigen Verlags, unter denen die Ausgabe aus Leonhard Franks Roman „Von Drei Millionen Drei“, Heinrich Haußers „Feldwege nach Chicago“, Arthur Holtzschers Roman „Ein Mensch ganz frei“ besonders genannt seien aus einem Bücherbuckel, das zeigt, daß der bekannte Verlag auch in schwieriger Zeit sein Niveau zu halten weiß.

„Eines will ich euch sagen“, fuhr Hoenbild fort, „ihr könnt euch auf mich und meine Freunde verlassen. Wir Eppinger machen dem Benningen aus seiner Burg ein Luftfeuerlein, das allenthalben im ganzen Kraichgau zu sehen sein wird. Dann werden die Herren und Junker aus Wölfen zu Hasen und die Bauern aus Hasen zu Wölfen werden, um zu jagen und ohne Bedauern niederzutreten und zu zerreißen, was ihnen an edlem Wild in den Weg läuft.“

„Wenn ihr unvernünftig handelt und eueren Haß freien Lauf lasst, Hoenbild“, erwiderte Eisenhut, „seid ihr samt euren Freunden bald die Gejagten und Flüchtigen. Wartet noch bis zum Sonntag Jubilate, den Tag, an dem sich die Bauern des ganzen Kraichgaus zu Hochsheim versammeln. Dorthin sollt auch ihr kommen. Versprecht mir das!“

„Gut, es sei so“, gab Hoenbild zur Antwort. „Wir dürfen uns nicht in einzelne Haufen zerstreuen, sondern müssen zusammenstehen, uns zu einem Schlag zusammen tun.“

„Die Bauernerhebung darf aber nicht zu einem Verbrechen am gesamten Volke werden“, ergänzte Eisenhut die Worte Hoenbilds. „Das war manhaft gesprochen“, sprach der Stadtschreiber Wulfelin, der mit Mattes in die Schmiede trat und noch die letzten Worte vernommen hatte. „Eine große Kraft muß die wogenden Massen der Bauern zusammenhalten, sie bewegen nach einem festen Plan und zu gemeinschaftlicher Teilnahme. Wir dürfen den gegenwärtigen Zustand nicht von Grund aus erschüttern und gar meinen, der Bau müsse abgetragen und neu errichtet werden. Die Führer dürfen vor allem bei den Massen keine tausend Wünsche und Hoffnungen erregen, von denen sie von vornherein schon wissen, daß sie keine drei erfüllen können. Darum rate ich euch, alsbald mit mir und Mattes nach Bretten zu reiten, um die Bauern, die vor der Stadt lagern und die Kaufmannsgüter ausgeliefert haben wollen, zu beruhigen und von Unbesonnenheiten abzuhalten.“

„Was ist mit dem Schreiben des Hauptmanns vom Brubrainner Haufen?“ fragte Eisenhut.

„Hier ist es, lest selbst die Forderungen“, erwiderte Wulfelin und reichte Eisenhut das Blatt. „Mattes wird unterdessen die Pferde holen, die der Schultheiß uns zur Verfügung gestellt hat.“

Das Schreiben lautete:

„Euch zu wissen, daß die untere Nürnberger Straße viele Frachtwagen herausgenommen sind, mit großen Mengen wertvollem Kaufmannsgut, als da sind Tuch, Leinwand, Leder, Fett, Käse, Eisen, Pfeffer, Salz und andere Dinge, die in der Stadt zu Bretten festgehalten werden. Die Bauern verlangen die Auslieferung der Wagen samt Waren, die uns Bauern fehlen und uns zusetzen. Es ist der gemeinsamen Bauernschaft Wille und Befehl, daß ihr wohlgerüstet mit Waffen zu uns gegen die Stadt stoßt, göttlicher Gerechtigkeit einen Beistand zu tun noch an diesem Tag. Wir wollen die Stadt bereinigen, wenn sie nicht unsern Wunsch willfahren sollte.“

Unterschieden war die Aufforderung von Frisch Wurm, dem Hauptmann der Brubrainner Bauernschaft.

Der Schmied Hoenbild lachte laut auf und meinte: „Der Brubrainner Haufen wird es schon machen und die Güter, welche die Bürger von Bretten wohl am liebsten für sich behalten wollen, herausholen.“

(Fortsetzung folgt)

Anton Eisenhut

Eine Erzählung aus dem Bauernkrieg
Von Eugen Singer, Karlsruhe

Kaufmannsdruck nur durch Verlagsgesellschaft Volk und Welt, Karlsruhe

Als die Männer in der Petersgasse ankamen, quoll aus den zwei kleinen Fenstern im Dachstuhl dichter, schwarzgrauer Rauch und füllte den hohen Giebel in eine mächtige Wolke ein. Mit Kübeln, Eimern und Bütteln eilten die nächsten Nachbarn herbei, trugen Wasser in das bedrohte Haus. Es war ein Rennen und Jagen. Kübelleute kamen mit großen Züben und Eimern voll Wasser. Man schöpfte sie leer, andere folgten. Es war alles vergebens. Ein lauter, dumpfer Knall und das Dach barst auseinander. Die Pregel flogen auf die Straße nieder. Eine einzig große Flamme schlug gegen den Himmel.

Das Haus war ein Stockwerk höher, als die Nachbargebäude und man beschränkte sich mehr darauf, von den nächsten Dächern aus die anstehenden Gebäudeteile mit Wasser zu beschießen, um das Weitergreifen des Brandes zu verhindern, was auch gelang.

Da erschien im zweiten Stockwerk das schreckensbleiche Gesicht einer alten Frau, die händeringend, mit gellender Stimme, um Hilfe rief. Es war eine Stadtdame, die dem Hans Dienar in Pflege gegeben war.

„Man kann sie nicht mehr retten“, rief es aus der zuschauenden Menge. „Es ist ja nur ein altes Weib“, bemerkte laut der Fußknecht des Hans Rink aus der Kettengasse.

„Was redest du da für gottloses Zeug“, entgegnete Eisenhut, der in der Nähe stand. „Was sie nicht auch eine Mutter?“

Mit kräftigen Armen brach er sich durch die Zuschauer Bahn und verschwand ohne Zögern in dem brennenden Hause. Kein Mensch wagte zu sprechen. Gespannt hingen alle Blicke an dem Fenster, an dem die Greisin erschienen und wieder verschwunden war. Das Warten wurde zur Ewigkeit. Der Dachstuhl stürzte mit widerlichem Krachen und Gepolter in sich zusammen und aus den Resten schlugen die hellen Flammen. In demselben Augenblick erschien aber auch Eisenhut an einem Fenster des Erdgeschosses. In seiner Hand hielt er ein altes Messer. Er schaute sich um und reichte er sie einigen Männern hinaus und nahm dann selbst durch das Fenster den Weg ins Freie.

Der Brandflamme gegenüber stand auf der Freitreppe des Hauses des Melchior Sauter, Benningen und Menzingen mit Margareta. Sie hatten die schöne Tat Eisenhuts mitangesehen und Margareta nickte Eisenhut freundlich zu, da er, als wäre nichts geschehen, die Straße aufwärts schritt, um sich wieder zu Naglers Erbenmann zu begeben.

Als gegen Mitternacht saßen die Beiden in wichtigen Gesprächen beisammen.

Eine Weile noch stand Eisenhut unter dem kleinen Giebelfenster